

TEMPERANTIA

MISURA und MODESTIA
oder Die schwierige Tugend

eine Artistenpredigt von
REINHART BUETTNER

du nicht, ich nicht, niemand“ bekannte der smarte Oscar Wilde halb-entschuldigend, gleichwohl ist die Geistesgeschichte übertoll von Tugend-Literatur, entsprechenden Ermahnungen, Tugend-Katalogen und Empfehlungen. Ein tugendhaftes Leben zu führen, ist und war das Ziel aller philosophischen Ethik, seit es eine schriftliche Überlieferung gibt und unter wechselnden Bezeichnungen und Namen tauchen immer wieder die gleichen oder ähnlichen Begriffe auf: Weisheit/ Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigung, wie die vier Kardinaltugenden seit der Antike heißen, die zusammen mit den drei christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung, die für das Mittelalter verbindliche Siebenzahl der allgemeinen Tugendlehre ergab.

Kaum ein Philosoph ist zu finden, der nicht irgendwann im Rahmen seiner denkerischen Arbeit es versäumt hätte, sich zur Tugend zu äußern, zur Sittlichkeit, zu Staatsräson, zum Gesetz, zur Pflicht, zur Treue, zur Moral und zum besseren Leben.

Die Frage, ob und inwiefern Tugenden heute noch wichtig und diskutierenswert seien, kann mit einem klaren JA beantwortet werden, denn obwohl „tempora mutantur“ haben wir uns nicht allzuviel in ihnen geändert, wir sind noch immer orientierungsbedürftig, beeinflussbar, relativ beschränkt und ängstlich, machthungrig und auf unseren Vorteil bedacht.

Der zweite Teil des zum lateinischen Sprichwort gewordenen „tempora mutantur“ : „et nos mutamur in illis“, (wie es der zur Reformationzeit publizierende Theologe Caspar Hubericus letztlich fasste) dass wir uns in dieser sich verändernden Zeit ebenfalls verändern, trifft de facto zwar wahrscheinlich zu, kommt uns aber meist nur im schmerzlichen Bemerkten des Nicht-Zutreffens zu Bewusstsein; wenn wir zB bemerken, dass das einst hoch gehandelte Copyright zu unseren Zeiten beginnt, die Verbindlichkeit zu verlieren.

Die Tugendkataloge und die ihnen stets und schattengleich folgenden Listen der Laster und Untugenden werden zwar bedenkenlos fortgeschrieben, müssen aber aus historischer Notwendigkeit ergänzt, umgeschrieben und erneuert werden. Die Betonungen, Prioritäten und sprachliche Wendungen wechseln, jedoch bleibt der Kern erstaunlich persistent, mitsamt allen Schattierungen und Nuancen, die schon immer in diesen Katalogen zu finden waren. Von den 10 Geboten bis zum Code Civile, von der Magna Carta bis zum kategorischen Imperativ und der Erklärung der Menschenrechte von 1949 sind alle diese das menschliche Miteinander regulierenden Werke durch Soll-, Muss-, Kann- und

Darf-Bestimmungen charakterisiert und in hypothetische Verbote und Gebote gefasst, aus denen im Einzelnen Gesetze und Verfassungen abgeleitet werden. Die riesige und uralte Zunft der Rechtsgelehrten, Richter und Sittenwächter lebt seit Jahrtausenden von der Auslegung und Durchsetzung dieser Übereinkünfte, unterstützt von jenen Philosophen und Theologen, die sich mit Naturrecht, Menschenrecht, Handelsrecht, Erb-und Familienrecht, Ethik, Sitte und Moral befassen.

Rechtsempfinden und Moralvorstellungen hängen im Wesentlichen von den jeweiligen Tugend-und Wertekatalogen ab, die in einer Gesellschaft verinnerlicht wurden und zum fraglosen kulturellen Selbstverständnis geronnen sind. Aber auch sie sind dem zeitgeschichtlichen Wandeln unterworfen, waren Ehrenhändel und todernste Duelle im 19. Jahrhundert für einen Mann von Stand noch verpflichtend sind sie heute kaum mehr als eine lächerliche geschichtliche Episode.

Das, was heute Berufsethos genannt wird, sind Kataloge der Rechte, Pflichten und Tugenden, die für bestimmte Berufe gelten. Standesgerichte, Kammern und Schiedsstellen wachen über ihre Einhaltung und können im Falle einer Verfehlung mit Entzug der staatlichen Zulassung und Ausschluss aus dem Berufsstand ahnden.

Die Regelung von Rechten und Pflichten bestimmter Berufe haben eine lange Tradition. Die bekanntesten von ihnen betreffen die Ärzteschaft, die sich noch heute auf den antiken Arzt Hippokrates berufen, dicht gefolgt von den Regeln für das monastische Leben durch Benedikt von Nursia.

Wie die Anzahl der Musen ja nach Überlieferung variieren, so wechseln auch die Zählweisen der Künste und Tugenden, mal sind es drei, dann vier, dann sieben und schließlich 12 wie im Langgedicht „der maiden kranz“ des Heinrich von Mügeln von 1355: Weisheit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Friedfertigkeit, Stärke, Glaube, Maß, Güte, Demut, Hoffnung und Liebe. So wie alles, was durch sprachliche Begriffe entstanden ist, zur Interpretation offen ist und ihr schließlich überlassen bleibt, sind auch die Tugenden ein Quell ewigen Streits und Anlass zu vielen Auseinandersetzungen um Auslegungen, Übersetzungen und Verständnisse.

Sollte sich etwa doch das „Recht des Stärkeren“ in die 12er Liste eingeschlichen haben, oder was wird hier unter Stärke verstanden? In einer älteren Schreibweise findet sich das Wort „Starkmut“ an dieser Stelle, was man mit „Mut zur Beständigkeit und Standhaftigkeit“ übersetzen könnte, oder was

bedeutet „Maß“ oder auch „Mäßigung“... ist damit die Beherrschung der Triebe gemeint, oder ein Herunterschrauben der Zornesausbrüche?

Die Bedeutungen einzelner Begriffe aus historischen Zeiten unterscheiden sich sehr stark vom heutigen Wortverständnis, so war der Begriff „mâze“ ein zentrales Konzept der im 16. Jahrhundert gegründete Ritterschule, -akademien und -kollegien, was so viel bedeutete, wie die Kunst des richtige Maß, die passende Form und den rechte Zeitpunkt in Worten und in Taten zu finden.

"mâze", "milte", "zuht", "manheit", "êre", "müete" hießen ritterliche Tugenden im Althochdeutschen, die auf den entsprechenden Bildungsinstitutionen neben Reiten, Fechten und Tanzen gelehrt wurden.

Die „Sprezzatura“, die in Gastiglione's „Libro del Cortegiano“ (1528) beschrieben wird und die Summe aus grazia, misura, ingenio und arte in persönlicher Verkörperung darstellen sollte, ist jene weltmännisch-universal gebildete anmutige Leichtigkeit mit der sich ein „Hofmann“ schlagfertig und geistreich bewegen soll, ein wahrhaft stilbildendes Modell der italienische Renaissance und ein Verhaltenscodex der bis zur „Contenance“ und dem „Low Profile“ des 19/20. Jahrhunderts verbindlich werden sollte.

In der Nikomachischen Ethik, in der Aristoteles seine Tugendlehre ausbreitet, berichtet er u.a. von der „goldenen Mitte“, jenem Ort zwischen den Zuwenig und dem Zuviel, der das Zuhause der Tugenden sei. Mit dieser Mitte des Erträglichen, Nicht-Extremen und gemäßigt Bürgerlich-Normalen ist eine Haltung positioniert, die zugleich beruhigend und gefährlich ist, da sie zwar für das Funktionieren eines Staates, aber eben auch für das Herrschen der Mediokrität sorgt, die Dominanz der Mehrheit unterstützt und die singuläre Exzentrizität verdächtig macht.

Er spricht zwar in diesem Epoche machenden Text von den drei Lebensformen: der lustbetonten, der politischen und der betrachtenden und unterteilt die Tugenden in solche der Verstandes und des Charakters, bezieht aber deutlich Stellung, indem er sich auf die Seite der geistigen und philosophischen Haltung schlägt, für welche „sophia“, die Weisheit als höchste Tugend genüge, da sie zu einem der Vernunft geweihten Leben führe, das sich mit den ewigen und unveränderlichen Dingen beschäftige und versuche die Gesetze des Kosmos und des Lebens zu erkennen und den Weg zur Glückseligkeit zu finden. Diese „Eudaimonismus“ genannte Haltung kommt ohne Götter, jenseitige Welten und sogar ohne Platons Reich der Ideen aus.

„Libro del Cortegiano“ erwähnte Tugend, kann viele Bedeutungen haben: das Messen und Vermessen, die ermittelten Maße selbst, das Maßnehmen, das sich Messen, gemessenes Verhalten und im übertragenen Sinne: das Angemessene und Ausgewogene, das Ebenmaß, das Gleichgewicht.

Als Ausgewogenheit und Ebenmaß ist die Misura ein wichtiges Konzept in der ästhetischen Debatte, spielt häufig eine entscheidende Rolle in der Konstruktions-, Kompositions- und Proportionslehre innerhalb der Architektur und Musik, in der Bildanalyse sowie in der Verslehre der Poetik.

Das „rechte Maß“ wie es bei Dürer hieß, schließt die mathematischen wie die ästhetischen Verhältnisse gleichberechtigt mit ein und Johann Mattheson setzte sich in seinem „Vollkommenen Kapellmeister“ (1739) mit der Rolle der „natürlichen, moralischen, rhetorischen und mathematischen Verhältnisse“ in der Musik auseinander.

„Denn es kann kein Tempel ohne Symmetrie und Proportion in seiner Anlage gerechtfertigt werden, wenn er nicht, einem wohlgeformten Menschen gleich, ein genau durchgeführtes Gliederungsgesetz in sich trägt.“ schrieb Vitruv im 1. Kapitel des 3. von seinen „10 Büchern über die Architektur“ auf die sich nahezu alle Traktatisten der italienischen Renaissance beziehen, auch Leonardo, von dem die berühmte Darstellung des „Vitruvianischen Menschen“ stammt und die Proportions- und Harmonielehre mitbegründete.

Den „goldenen Schnitt“ brauche ich gar nicht erwähnen, er ist als ästhetisches Maßverhältnis auf mathematisch-geometrischen Grundlage allseits bekannt. Durch das viele Tradieren und Zitieren hat sich ein Korpus von Metaphern, Allegorien und figurativen Verständnissen herausgebildet, der eine genaue und eindeutig zurückführbare, begriffsgeschichtliche Rekonstruktion nahezu unmöglich macht. Das Maß jedenfalls gehört zu jenen Konzepten, die ubiquitär Verwendung finden, von der Mathematik bis zur Moral, von der Proportionslehre bis zu Kunstkritik, von der Tugendlehre bis zum technischen Zeichnen.

Selbst in jenem Teil der Psychologie, den man „behavioral science“ nennt, kommt das Maß in der Gestalt der Angemessenheit vor und gewinnt im Zusammenhang der Reaktionen auf Gegebenheiten sogar diagnostischen Wert. Jede überproportionale Reaktion setzt eine Proportion voraus, die statistisch abgesichert im Bereich der Gaußschen Normalverteilung liegt und als diagnostischer Hinweis auf Wahrnehmungsverzerrung gewertet wird.

Die teilweise schlechten oder unsensiblen Übersetzungen in den Tugendkatalogen bringen es mit sich, dass wir es im Grunde mit keinen eindeutigen und wohldefinierten Begriffen zu tun haben, sondern bestenfalls mit einander überlappenden, uneindeutigen Bedeutungsfeldern. Mut, Tapferkeit, Mannhaftigkeit; Maß, Mäßigung, Ausgeglichenheit; Treue, Verlässlichkeit, Beharrlichkeit sind solche schwer zu klärenden Bedeutungsmischungen, die vor allem wenn sie ohne Beispiel bleiben, ausgerechnet im Zusammengang mit Tugenden, nichts als Verwirrung stiften. Von der frommen Erbauungsliteratur bis zu den inflationären Ratgebern sind die Druckseiten voll solcher anspruchsvollen Unschärfen und viele der idealtypischen Konstruktionen bleiben in der erklärten Absicht stecken.

Tugenden kann man von einer Beobachterposition aus einfordern, ihre mangelhafte Berücksichtigung beklagen und kritisieren, aber man kann sie kaum lehren. Wer das versucht, wird ohne Kasuistiken, Beispielsammlungen und belletristische Pointierungen nicht auskommen, da nicht nur ein jeder unter den verwendeten unscharfen Groß-Begriffen etwas anderes versteht, sondern auch jede Tugendlehre selbst aus einem historischen Welt- und Menschenbild und einem je-dominierenden Wertgefüge stammt. Die Dispositive des Cortegiano, des Gentleman, der Honnetée spielen hier hinein, ebenso die des Humanismus, des Besitzes und der Bildung. Die diversen Aufklärungen, die immer einen tiefen Eindruck auf das Verhalten im Alltag hinterließen und auf Politik, Kultur und gesellschaftlichen Umgangsformen samt Moden wirkten, haben jeweils zu einzelnen Reaktionbildungen in Literatur und Philosophie geführt, die man unter der Bezeichnung „Moralisten“ subsummierte.

Von Montaigne bis Lichtenberg, von Bacon bis Nietzsche sind Beispiele bekannt, in denen Kritik an herrschenden Verhältnissen zur Triebfeder für Vorschläge wurden, Beobachtungen, die den Geist entzündeten und zur Produktion von Alternativen befähigte. Als Referenzmaß dienten meist die eigenen Überzeugungen im selektiven Verbund mit überkommenen Tugendlehren. Geschult an historischen Idealen aus den religiösen Schriften der Welt, vom I-Ging, über Konfuzius, Dao, Tora, Mahabharata, Bibel, Tripitaka, Koran bis zum antiken Idealmenschen, haben alle Tugendlehren Bestandteile der regionalen Naturreligionen ihrer Entstehungsorte mitaufgenommen und zum unvergleichbaren Bestand einer Welt-Ethik mit zT disparaten Tugendvorstellungen beigetragen. Auch wenn es vermessen klingt, aber alle Tugendlehren sind äußerst labile Gebilde, vor allem die lauten und stabil

daherkommenden und solche, die von unverbrüchlichen und ewigen Werten reden. Sie sind in besonderem Maße anfällig für politische Verwerfungen, Propaganda und technische Einflüsse und selten den historischen Erfordernissen angepasst.

Ganz oberflächlich betrachtet, kann man nach weltgeschichtlichen Zäsuren, oder dem, was man als solche erlebte, meist die Reflexe in den Tugendvorstellungen bemerken, wie zB das Erstarken des Patriotismus als Tugend zur sogenannten Franzosen-Zeit in Deutschland.

In unserem Zeitalter, in dem die IT-Technologien und digitalen Medien und Methoden den Alltag in einem gefährlich einseitigen Maß bestimmen, sind diese Fragen besonders virulent.

Provokant formuliert: Was fehlt ist ein „Tugendkatalog der digitalen Informationstechnologie“

Datenschützer, Pädagogen und Förderer von Entwicklungen tun sich schwer damit, die Forderungen einer Tugendethik in das www zu übertragen, manche behaupten sogar, dass dieses unmöglich sei und einem allgemeinen Funktionieren im Wege stünde. Abgesehen vom blanken Sozialdarwinismus, der den obwaltenden Anarchismus folgerichtig ablöst, scheinen sich die, vorzugsweise im Formalen verborgenen sozialplastischen Strategien jeglicher Kontrolle zu entziehen, da ihre Resultate erst sehr viel später sichtbar werden und dann noch zusätzlich schwer eindeutig reduzierbar sind.

Bei aller Labilität, Unschärfe und Vieldeutigkeit von Tugendkatalogen, deren einziges Verdienst in der verbalen Thematisierung einzelner Vorstellungen liegt, kann nur durch ihre Erwähnung eine Diskussion über Werte in Gang gesetzt werden. Das heißt mit anderen Worten: Nur durch den Mut zur Lächerlichkeit, der dem Entwurf eines Tugendkatalogs immer anhaftet, kann es gelingen, einen kritischen Discours zu initiieren, der tatsächlich wichtige Fragen behandelt. Es scheint dieser Umweg zu sein, da man das Anstehende kaum im direkten Zugriff zu fassen bekommt, der notwendig ist, um die notwendigen Klarheiten zu schaffen.

Inter-Algorithmik, Dignität der Daten und das Datenniveau, Harmonisierung, Arithmetik willkürlicher Zuschreibungen, Skalierungen sind nur einige Beispiele, die in einem Tugendkatalog der digitalen IT zu Diskussion stehen sollten. Von der sprichwörtlichen Redlichkeit, die nur allzu oft hinter der Nützlichkeit rangiert gar nicht zu reden und den sonstigen Tugenden, die man gemeinhin vom Wissenschaftler fordert.

an der Stelle der Misura und Modestia steht und in Figurationen und allegorischen Darstellungen meist mit „Mäßigkeit“ oder „Mäßigung“ übersetzt wird, imponiert häufig als Darstellung einer Art von Dosierung mit Kanne und Gefäß, das den dünnen Strahl einer Flüssigkeit auffängt. Als Sinnbild des genauen Abwägens und der zurückhaltenden Vorsicht thematisiert die solchermaßen dargestellte Temperantia das Gegenteil von allem Maßlosen, Überschäumenden, Gewaltigen und Spontan-Impulsiven.

Es scheint bei den Personifikationen dieser Tugend außerordentlich leise und konzentriert zuzugehen, ganz anders als bei der Tapferkeit, bei der man ein Schlachtengetümmel im Hintergrund zu vernehmen meint. Die Assoziationen reichen von Haushalt mit Speisezubereitung oder Spital mit Medikamentenzuteilung bis Labor mit Mischungsverhältnis von Substanzen. Diese Maß haltende und abwägende Tugend bereitet im Rahmen einer kunsttheoretischen Erörterung durchaus Probleme, weil sie einerseits mit ihrer Mäßigung den Enthusiasmus eindämmt, andererseits aber für den Werkzeuggebrauch in der Kunst unbedingt erforderlich ist.

Sie vertritt die zuträglich, nicht schädigende Dosierung auf der Grundlage einer übertreibenden Emphase von Aspekten, die die meisten Künstler sehr gut kennen. Der beabsichtigte Effekt kann durch falsche Mischungsverhältnisse der Ausdrucksmittel leicht und schnell in sein Gegenteil verkehrt und verdorben werden. Eine kleine, ungeschickt gelegte Atempause kann die Betonung in einem Satzgefüge verschieben und die Aussage einer Prosodie verfälschen, eine einzige Triole kann die Rythmik einer musikalischen Passage zum Tanzen bringen, die Kipp-Punkte zwischen Pathos und Komik sind winzige Nuancen, die der künstlerischen Aufmerksamkeit nicht entgehen dürfen, etc.

Die Tugend der Temperantia spielt auf die Abhängigkeit des Großen und Ganzen von kleinsten Details an und thematisiert damit eine ganze Reihe von Paradoxien und dialektischen Verhältnissen, die in den Künsten an der Tagesordnung sind.

So steigert man die Leuchtkraft einer Farbe durch das Hinzufügen von Dunkelheiten zu der sie umgebenden räumlichen Nachbarschaft; man unterstützt die Wichtigkeit einer Aussage in einer Rede, durch kurzes Nicht-Sprechen, dh. Pausen kurz vor dem zu Sagenden und kurz nach demselben; die Synkope spielt eine vergleichbare Rolle in der Musik. Da die aus der Rhetorik bekannten Stilmittel, aus der visuelle Effektenlehre und angewandten

Proportions- und Kompositionslehre stammenden Methoden und handwerklichen Übungen wesentlichen Einfluss auf die beabsichtigte Aussage haben, ist die Beschäftigung mit ihren Themen und Problemen kein Nebenschauplatz.

Die Frage, ob es in der Kunst überhaupt so etwas wie Tugenden gebe, kann nur unter Berücksichtigung der historischen Entwicklung beantwortet werden. Es galt einmal als künstlerische Tugend, sich unentwegt um Harmonie zu bemühen, um Ebenmaß, ausgewogene Proportion und Schönheit. Seit der Renaissance gibt es diesen „Schönheitsdiskurs“, der über die Qualität künstlerischer Erzeugnisse entschied. Er wurde abgelöst von einem „Wahrheits- und Wirklichkeitsdiskurs“ und dieser wiederum von einem „Phantasiediskurs“, der die Künste nach Ideenreichtum und Originalität beurteilte.

In letzterem befinden wir uns noch immer und die zeitgenössischen Künstler verhalten sich auch dem entsprechend und bemühen sich nach Kräften, der allgemeinen und verbreiteten Einfallslosigkeit aufzuhelfen. Proportional dazu haben sich die Tugendvorstellungen verändert. Regel und Kanon verloren an Bedeutung und Verbindlichkeit, Zunft und Gilden geleitetes Verhalten nahm zu Gunsten eines Individualismus ab, aus Handwerkern wurden abhängige Unternehmer, die nach wie vor als Auftragsnehmer den Herrschenden dienten. Als die Repräsentationskultur begann, sich anderer Ausdrucksmittel zu bedienen, weniger reichgeschmückte Schlösser gebaut und seltener Portraits in Auftrag gegeben wurden und die Alte und museal gewordene Kunst einen zuvor nie dagewesenen Wertzuwachs erfuhr, mussten die Künstler neues Terrain erobern, auf dem sie ihren hohen Anspruch leben und rechtfertigen konnten. Die wahre Abbildung der Wirklichkeit erkoren sie und machten daraus den neuen Fetisch, der schließlich in der Photographie gipfelte, deren erste Adepten zumeist neugierige Künstler waren. Als schließlich auch die „Welt der schnellen Bilder“ begann langweilig zu werden, besannen sich die Künstler auf die ihrer Kunst zugrunde liegenden Sinne und deren Leistungsfähigkeiten und entwickelten einen „Diskurs der Sinne“, in dem sie, unterstützt von der digitalen Informationstechnologie von visueller, auditiver, taktiler, gustatorischer und olfaktorischer Kommunikation sprachen und ihre diversen Künste darnach ausrichteten. Viele ließen sich zu Kuratoren aus- und weiterbilden, die wenn sie nicht zu zweifelhaften Vermittlern und Zwischenhändlern des Kunstmarktes wurden, sich im besten Fall zu „Agenten des Visualität“ entwickeln konnten oder zu solchen des Hörens, des Fühlens, des Schmeckens..

Nehmen wir einen solchen Agenten der Visualität und fragen nach den Tugenden, die er für sich anerkennt und nach denen er sein Verhalten ausrichtet. Erste Tugend wäre „Visuelle Bildung“, dh er muss sich im riesigen Feld der Visualität nicht nur auskennen, sondern auch über vertiefte Kenntnisse in einzelnen Subdisziplinen haben, wie zB visuelle Wahrnehmung in der Zeit. Er muss sich in den zahlreichen Täuschungsmöglichkeiten auskennen, dh. in der Falsifizierbarkeit des Wahrnehmungsurteils, in den Kooperations- und Kompensationsmöglichkeiten des Visuellen Sinnes und anderer Sinne. Er muss über die Evidenzvermittlung des Gesichtssinns Auskunft geben können, über Vor- und Nachteile der bildlichen Darstellung berichten und den Unterschied zwischen Haecceitas und Quidditas, das spezifische „Dieses-Sein“ gegenüber dem allgemeinen „Was-Sein“ einer Objekt-Gruppe erklären können.

Er sollte über ein stabiles und gut funktionierendes visuelles Gedächtnis verfügen, die alte und fast vergessene Eidetik kennen und mit dem allgemeinen Herstellen von Bildern, visuellen Protokollen, Veranschaulichungen, Diagrammen, Verlaufsskizzen, Plänen, storyboards, Mindmaps, workflow graphic und anderen Visualisierungen vertraut sein.

Die erforderliche und zu beherzigende Tugend besteht demnach im Ansammeln und Reflektieren von Kenntnissen, die zweite Tugend etwa bestünde in einer Methoden und Medienkompetenz, die sich in so schlichten aber essentiellen Entscheidung zeigt, wie.: für welchen darzustellenden Sachverhalt eignet sich welches Medium, welche Darstellungskonvention, welche Darstellungstechnik, -methode und -materialität.

Die Probleme der Notation, der Zeichensprachen, der Kryptologie und visuellen Steganographie müssen ihm nicht nur vertraut sein, sondern ihn auch zur eigenen Weiterentwicklung neuer Systeme inspiriert haben, die er beständig in Kommunikationsexperimenten auf ihr Leistungsfähigkeit untersucht. Das heißt, als dritte Tugend, er sollte die Visualisierung als einen dynamischen nicht abgeschlossenen Prozess verstehen, der, darin der Kunst vergleichbar, seit Jahrtausenden existiert und niemals zu einem Ende kommt, solange es Menschen gibt.

Die mit dem Visuellen verbundenen Tugenden haben auch einen zeitlichen Aspekt, der als Beobachtungsgeschwindigkeit „wahrgenommene Details pro Zeiteinheit“ ausgedrückt werden kann und sich darüber hinaus als rasche visuelle Informationsaneignung im Sinne von „Erkennen und Durchschauen von Funktionszusammenhängen“ erweist.

anthropologisch-historisch-philosophische Reflexion der Visualität wurden als die Haupttugenden eines Agenten der Visualität herausgestellt. Dazu sollte ein großes Interesse an allem Wissenswerten aus der Anatomie, Physiologie und Psychologie des Visuellen kommen, an allen physikalischen Aspekten der Optik und ein breites Wissen über kulturhistorische und anekdotische Beispiele, in denen das Sehen, die Augen, die Abbildung, Visionen, Blindheit, Evidenzen, Traumgesichte, etc. eine prominente Rolle spielen; vom blinden Seher Theiresias, bis zu Mozart/Schikaneder „Dies' Bildnis ist bezaubernd schön“, von Homers Geschichte des Polyphem bis zur Heiligen Lucia, von kalendarischen Lichtritualen und Stonehenge bis zur Strafe und Folter der Blendung und dem Kinderspiel: „Ich sehe was, was Du nicht siehst“. Der Agent der Visualität arbeitet vorzugsweise in beratender Funktion, vor allem in gestaltenden Projekten, zB in der Urbanistik, aber auch in Zusammenhängen, die zunächst wenig bis nichts mit Visibilität zu tun haben, in ihren Auswirkungen aber einen deutlich sicht- und wahrnehmbaren Effekt auf die zu erlebende Umwelt haben, wie zB in der Ansiedlungspolitik und der Verkehrswegeplanung, etc.

Die antizipierende Schadensbekämpfung ist eine seiner Hauptaufgaben, damit Katastrophen wie die Pariser Banlieu künftig erst gar nicht mehr entstehen. Der Platz der genannten Berater ist demnach vor allem in Planungsstäben und ihre schwierige Aufgabe besteht hauptsächlich in so unbequemen Fragen: wie wird das aussehen, welche Proportionitäts- und Perspektivenverschiebung entsteht durch die Realisierung dieser Maßnahme, welche Konsequenzen sind zu erwarten (Stichwort: Ponte della Costituzione, 2008 Venezia, Data Center Frankfurt/M) Akustikberater, Sound- und Audioengineers gibt es allenthalben in der Industrie, Geruchs- und Taktilemotorische Berater schon seltener, gustatorische Berater hingegen in inflationärer Fülle, der Rest des sinnlichen Erfahrbaren und seiner Gestaltung wird meist summarisch den Desingern, Architekten und Innenarchitekten überlassen, dh. es gibt noch eine Menge zu tun auf dem Feld der sinnlichen Wahrnehmung und Erkenntnis.

Dass alles hier am Beispiel des „Agenten der Visualität“ Aufgeführte unter der Überschrift „Tugenden“ behandelt wird, mag verwirren, handelt es sich doch meist um sinnliche Fähigkeiten und Fertigkeiten, die gemeinhin eher zu den beruflichen Voraussetzungen oder Qualifikationen als zu den Tugenden zählen.

Hier scheinen besondere Fähigkeiten, Spezialisierung und Tugend auf einer Ebene verrechnet zu werden... und das hat mehrere Gründe, die abschließend zu erläutern sind.

Tugend wird hier zunächst im außermoralischen Sinn der antiken „ἀρετή“ verstanden, was so viel wie „Tauglichkeit, Vorzüglichkeit und generelle Gutheit“ bedeutet und in der lateinisch-römischen Übersetzung mit „Virtus“ in der Hauptsache männliche Tugenden meinte.

Durch die ethische Diskussion der Philosophen über das Gute und seine Realisierung im menschlichen Leben erweiterte sich der Sprachgebrauch und zur schlichten Eignung und Qualität kam das sittlich Vertretbare dieser Qualität hinzu. Nach der Tugendethik der Antike kam im lateinischen Mittelalter die Ethik des Christentums hinzu, vermischte sich im Synchretismus mit der Überlieferung und mündete schließlich in dem, was wir als den Kant'schen „Kategorischen Imperativ“ kennen: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ (Immanuel Kant: [AA](#) V, 30)

Wenn ich nun die „Übung der Sinne“ von der allgemeinen Nützlichkeit für die Spezies im Angesicht drohender Beraubung und Verkümmern zur verpflichtenden Übung weiterentwickelte, wird dann nicht aus der Befolgung dieser Pflicht eine Tugend? Diese Pflicht zur Nutzung und Entfaltung unserer Möglichkeiten kann man zwar idealisch, romantisch, pädagogisch und verwegen religiös verstehen, aber in der Spannung zwischen Verfeinerung und Verkümmern entstehen eben entsprechend gespreizte Alternativen und radikalisierte Forderungen.

Die Haltung zur Wahrnehmung ist ein Generalthema der „(A) Cultural History of the Senses“ und der Bewegung unter den Historikern, die sich um eine Erhellung der Historizität der Wahrnehmung bemühen. Die technischen, medialen und epistemologischen Voraussetzungen der sinnlichen Welterfahrung sind wie alles andere auch der geschichtlichen Entwicklung unterworfen, und ändern sich wie die Moden, Tabuisierungen, Verbote und Praeferenzen, richten sich nach dem Stand der Technik und der Wissenschaft und den damit verbundenen Ritualen, Konventionen und Gewohnheiten.

Alleine schon die Unvergleichbarkeit der Hör- und Sehgewohnheiten der Barockzeit und unserer Zeit macht deutlich, was Historizität der Wahrnehmung bedeutet. Musik existierte überhaupt nur durch das Spielen eines Instruments

und Sichtbarkeit war an das physisch unmittelbar Gegenwärtige gebunden. Farben waren vornehmlich sozial und ständisch definiert und unterschieden, wie auch alles Glänzende und Leuchtende mit Reichtum, Stand und Bedeutung assoziiert wurde. Man denke etwa an die Rolle der Spanischen Hoftracht oder an die Prunk eindämmende Vorschrift der Republik Venedig, alle Gondeln schwarz zu lackieren, oder an die Ablösung des stark farbigen Priester-Ornats durch den schwarzen Gelehrten-Talar zu den Zeiten der Reformation.

Dass die Welt mehr sei, als das, was uns die Sinne vermitteln war ein früher Verdacht der Philosophen und die Metaphysiker unter ihnen entwickelten neben den Anschauungen ein System der Begriffen als zweite Art der Welterschließung, nannten seine Ordnung Logik und etablierten damit jene, seit Kant prominent und klassisch gewordene, erkenntnistheoretische Differenz von Anschauung und Begriff.

Der Künstler als Agent des sinnlich Wahrnehmbaren ist damit auch Agent der Anschauung und nimmt der Interdependenz von Anschauung und Begriff wegen eine entsprechende Mittenposition ein, die er als Mittlerposition nutzen kann. Daher gehört Visualisierung im weitesten Sinne zu seinen wichtigsten Aufgaben, für die er alle die genannten Tugenden und Kompetenzen braucht, um die Aufgaben der Veranschaulichung bestmöglich bewältigen zu können.

Bleibt noch die „modestia“, die mit Temperantia und Misura oft gleichrangig genannt wird. Diese aus dem charakterologisch, ethisch und moralischen Verständnis der Tugenden stammende Aufforderung zur Bescheidenheit wird häufig als Gegenentwurf zum sündhaften Laster der „Vanitas“, der Eitelkeit verstanden. Nun ist aber die gepredigte Bescheidenheit nicht etwa ein Plädoyer für „bescheidene Verhältnisse“ sondern vielmehr eine Aufforderung zur Mäßigung des Anspruchsdenkens, zum Abstand nehmen von Äußerlichkeiten und eine Warnung vor Hybris. Auch die intellektuelle Lesart wird in Tugendkatalogen behandelt, wie etwa im „Narrenschiff“, in dem der Straßburger Humanisten Sebastian Brandt die verwerflichen Eitelkeiten und den nichtswürdigen Dünkel des hohen Klerus bloßstellt und, geschult an den Satiren des Horaz, heftig geißelt. In Heinrich Heines volksliedhafter Ballade „Belsazar“ wird die Warnung vor Hybris durch die Flammenschrift Menetekel in Anlehnung an Lord Byrons Vision Of Belshazzar besungen. Modestia hätte den König von Babylon retten können ...

Bescheidenheit in unserem kunsttheoretischen Zusammenhang bezieht sich auf eine merkwürdige, nicht notwendigerweise christliche Tugend, sondern auf eine wünschenswerte künstlerische Haltung, die beschrieben werden kann als:

verliebtes und maßloses Wissen-Wollen bei gleichzeitiger bescheidener Demut der Menge dessen, was man wissen kann, gegenüber.

Dieser von Einsicht getragenen Haltung entspricht die zunächst unpassend, aus der Zeit gefallen und obsolet erscheinende Rede von Tugenden im Zusammenhang mit Künstlern, Kunst und künstlerischem Leben.

Wir tragen eine zwar sonderbare, aber auch eine besondere Verantwortung, üben und schärfen wir also unsere Sinne und erwerben, üben und bemühen wir uns um die schwierigen Tugenden der Temperantia, Misura und Modestia

Danke